

- 14) Das Schulbuch ist zugänglich unter <https://rptu.de/uedu/arbeitsfelder/unterrichtskonzepte-af1/hypermind/> (gefördert vom deutschen Bundesministerium für Bildung und Forschung). S. dazu Hamisch und Kruschel 2022, S. 109-112.
- 15) In Sachen Medienpädagogik gilt Baacke 1997 noch immer als Standardwerk.
- 16) Die Crux ist, dass es an sich keine fixe Definition gibt, weil sich diese mit der ständigen Weiterentwicklung der Technologie auch stets ändern muss. S. De Florio Hansen (2020, S. 46) zur Diskussion rund um die uneinheitliche Definition von KI und den fragwürdigen Vergleich zwischen menschlich-biologischer und programmierbarer künstlicher Intelligenz.
- 17) Eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen deep learning und machine learning findet sich in Taulli 2023, S. 45-102 (v.a. S. 80-81).
- 18) Ranieri 2023, <https://www.youtube.com/watch?v=iNTEW0PNqjU&t=1613s>
- 19) Baker 2023, <https://antigonejournal.com/2023/06/homeric-hallucinations/>

Isabella Walser-Bürgler  
Universität Innsbruck

## Lateinunterricht – Mein heimlicher Genosse

Wie steht es um die postkoloniale Bildung jener, die nicht mit Widerstandswissen beginnen (können), da sie als weiße Subjekte hier in Europa erzogen wurden?

Es ist interessant, von welchen Fächern und Inhalten man heutzutage behauptet, sie seien unnützlich. Latein zum Beispiel. Kaum noch jemand wählt es – vor allem nicht als erste Fremdsprache. Der Lateinunterricht vermittelt jedoch, so möchte ich im Folgenden zeigen, alle Grundlagen einer postkolonialen Bildung. Es mag auf den ersten Blick absurd klingen, aber wenn Sie sich kurz darauf einlassen, werden Sie schnell verstehen – nur es zu übersetzen, wird stundenlang dauern ... Es geht dabei nicht um ein kopierbares Curriculum, sondern um einen *habitus*. Die biographische Erzählung vermag es daher zügiger zu erhellen, woher die intime Verbindung zwischen Lateinunterricht in Europa und postkolonialer Bildung kommt. Man lasse mich also erzählen.

Ich erinnere mich noch genau: Das erste Wort, das ich lernte, war „Sklave“; *servus* stand oben links in dem kleinen Heft. Zweites Wort: *dominus*. Und die erste Aufgabe war, nach Vorlesen der weiblichen Form „Sklavin“ die weib-

liche Form „Herrin“ analog zu bilden. *domina* schrieb ich in mein Heft und ich liebte dieses Fach. Von der ersten Sekunde an. Wir lernten, dass es auch das Neutrum gab, und ich fragte, ob es dann auch ein *servum* gäbe und ich erhielt die wahrheitsgemäße Antwort: „Selten, aber ja“. Ich lernte, dass es Sklav\*innen in allen Hautfarben gab und dass völlig verblödete ebenso wie sehr versierte, umfassend gebildete darunter weilten. Ich lernte, dass sich ständig verschob, wer gerade versklavt war und wer nicht und wer aufgrund irgendwelcher Modetrends auf dem Sklavenmarkt für einen Moment mehr oder weniger wert war. Ich lernte von Kindesbeinen an, offen über solche Prozesse zu sprechen, lernte Anleitungen zur vernünftigen Sklavenhaltung zu lesen, ebenso wie die ersten makroökonomischen Traktate darüber. Ich lernte, dass Homosexualität einmal nicht nur als normal galt, sondern sogar als distinguiert und vernünftig. Ich lernte, dass Religionen auf solche dummen Ideen kommen, wie „die Götter“ ganz aus Versehen und mit vollster Absicht mit „Gott“ im Singular zu übersetzen in der Hoffnung, dass sich in 200 Jahren niemand mehr erinnern kann, dass da gepfuscht

wurde. Ich lernte – meterlange Sätze bauend sowie lesend – zu lauschen, wie Männer der Theologie vor uns Kindern, die ungewappnet, nahezu analphabetisch, in jedem Fall diskussionsunfähig vor ihnen saßen, um von ihnen zu lernen, um Deutungshoheit rangen, sich stritten ohne zu streiten; mit und gegen unseren Lateinlehrer bildeten sie Pakte, lasen vor und lasen gegen und lasen gegeneinander und dann wieder zusammen; und kein Zweifel blieb daran, dass es Jahre dauern oder aber unmöglich bleiben würde, mit diesen Herren der Hermeneutik auf Augenhöhe diskutieren zu können. Sprachlos im Spracherwerb, so lernten wir, ist man locker zwanzig Jahre. Und man würde sich den Herrschaften unterwerfen müssen, so lernten wir, sonst würde man ewig ohnmächtig bleiben. Jeder Weg der Ermächtigung führt an ihnen vorbei. So wie alle Wege nach Rom führen, führt jede Renitenz gegen sie nur von Rom weg. Keine Deutungshoheit wurde je ohne sie erstritten; und sie waren Zauberkünstler, Hieroglyphenleser und malerische Zeichenmagier – also liebten wir sie; und sie verführten uns zum Glauben an ihre Lesart der Geschichte mit Rezitationen, die wie Gute-Nacht-Geschichten für uns Kinder waren, leiser Gesang, der in unsere Körper einzog.

Ich, eine Frau, lernte, dass es Göttinnen gab – in Europa – und dass es einen Gott in Europa gab.

Was „Othering“ ist, lernte ich anhand des Satzes aus *de bello gallico: Romani sunt barbarique* – „Es gibt Römer und es gibt Barbaren“; Und ich lernte es in einem Raum voller Barbaren, was bedeutet: wir alle lernten, wie schnell man zu den Barbaren gezählt werden kann.<sup>1</sup>

Niemals aber war ich die Andere in diesem Unterricht, denn wir alle migrierten, migrierten auf der Zeitachse in ein fremdes Land mit wilden Sitten. Opfertiere, Eingeweideschau,

öffentliche Sexspiele und sehr öffentliche Toiletten – nichts war uns am Ende noch fremd, denn von all’ diesem Befremdlichen wurde ohne Unterlass betont, es sei Herz und Wiege der europäischen Geschichte. Europa war *creepy*, auch ziemlich lustig, lüstern und auch hochgewalttätig, primitiv, aber nicht barbarisch und dann wieder – drei Lektionen später – barbarisch, aber nicht primitiv. Unser Gefühl für Zeit war ein anderes: 400 Jahre wirkten wie ein Wimpernschlag und als die Trottel aus den Parallelklassen uns weißmachen (sic!) wollten, die Aufklärung sei ein Riesending gewesen, glaubten wir es nicht. Sie hingegen glaubten, sprachliche Bildung diene schlicht dazu, kommunizieren zu können und wir lachten über sie. Die ersten Worte, die sie lernten, waren „Hi. My name is...“ oder eben „Bonjour. Je m’appelle...“; und ihre Bücher waren voller Bildchen.

Was also lernt man im Lateinunterricht, das zugleich Grundlage einer postkolonialen Bildung ist?

Man lernt, dass Sprache zuerst grammatisch zu verstehen ist und dass das Wort „grammatisch“ dabei doppelt zu verstehen ist. Es geht nicht darum, diese Sprache zu sprechen, sie zu benutzen, um sich verständlich zu machen, sondern darum *Sprache als symbolische Ordnung* zu verstehen. Deshalb sind *servus* und *dominus* die besseren Vokabeln zum Einstieg, denn sie kommunizieren unmissverständlich, dass in eine Sprache einzuführen bedeutet, in eine Welt einzuführen – und in dieser Welt zählt, auf welchem Platz man sich in besagter symbolischer Ordnung befindet. Latein beginnt – im Gegensatz zu den untoten Sprachen – mit soziologischen Kategorien und zwar mit jenen, die gesellschaftlich am schwersten wiegen. Während die anderen Kinder lernen, eine Sprache zu lernen beginne damit, auf einer anderen

Sprache von sich selbst zu sprechen, um die eigene Identität noch vielsprachiger für wichtig zu nehmen, wird hier aufgeführt, dass Sprache zuerst dich kleines Würmchen be-nennt, dir einen Platz zuweist. Und nein, du darfst dir den Platz nicht aussuchen. Das imperiale Subjekt lernt Englisch, Französisch, Spanisch; Latein prügelt es aus dir raus, du Barbar\*in.

Der zeitliche Abstand macht das Denken klar und ruhig. Nach 2000 Jahren muss man wirklich niemandes mehr gedenken – und wenn doch, dann in mythologischer, übermenschlicher Dimension. Trans- und Intergeschlechtlichkeit, Homosexualität und Polygamie, Versklavung und Freikauf – alles lässt sich nüchtern und sachlich in dieser sprachlichen Ordnung und als sprachliche Ordnung erörtern, ohne dass diese Nüchternheit jemals Kälte im Sinne einer falschen Distanz bedeutet.<sup>2</sup> Schließlich ist die zeitliche Distanz tatsächlich erschlagend. Man muss sich nicht distanzieren von etwas, das fürwahr unfühlbar weit weg ist. Und doch ist es Europa. Daher mein Kernargument: In Latein lernen europäische Kinder nüchtern und sachlich über Europa zu sprechen – Nicht in Französisch, nicht in Englisch und nicht in Spanisch. Die sind alle zu lebendig, denn sie werden gelernt, um sie zu sprechen, nicht um sie zu rein analytischen Zwecken als symbolische Ordnung zu erfassen. Und zuletzt lernt man, warum man genau deshalb Stunden damit verbringen kann, einen einzigen Satz zu übersetzen.

Das Wichtigste aber ist, dass eine Sprache, die nicht zum Sprechen da ist, eindrücklich die Grundlage einer postkolonialen Bildung vermittelt: Sprache als symbolische Ordnung ist der Analyse zugänglich. Dazu muss man über sie meditieren ... mit Ruhe und ohne sie schnell, übereilt, unmittelbar – lassen Sie mich noch einen Moment darüber meditieren, was das

stimmigere Wort sein könnte ... – kopflos in sie hineinstolpernd zur Kommunikation benutzen zu wollen. In dieser Ruhe, die Eigenzeitlichkeit der Übersetzung und ihre Würde achtend, wird die Grammatik dieser Sprache immer wieder explizit statt im Vorbewussten zu verschwinden. Und wenn man das tut, erscheint ein ganzer Kosmos. Synchrone und diachrone Verschiebungen tanzen vor kindlichen Augen und der zuweilen völlig ver\_rückte und ver\_rückende Abstand zwischen einem Zeichen und einem Bezeichneten, das seit Jahrhunderten nur noch ein verlorener Stein in einer Ruine ist, öffnet den dekonstruktiven Zwischenraum weit.

Mit Blick auf eine postkoloniale Pädagogik ist darin ebenso das Wesentliche angezeigt: Es geht um die schmerzliche Tatsache, dass ein Meistern dieser Ordnung auf Lehrende angewiesen ist, die einem *domini/a\*e* sind und die dies wurden, weil sie selbst sich sklavisch an dieser Ordnung abgearbeitet haben.

Was genau sagt es also, dass man im zeitgenössischen Deutschland zunehmend denkt, tote Sprachen zu lernen sei unnützlich? Was fürchterliche Barbaren!

#### Anmerkungen:

- 1) Und wir lernten, dass es grobe Schlamperei bei der Übersetzung wäre, zu glauben, das Wörtchen „Barbaren“ sei hier generisches Maskulinum und meine die Frauen mit – weswegen ich bis heute oft lachen muss, wie sehr manche Menschen ihre Texte auf Autopilot durchgendern.
- 2) ... denn wie soll ein Kind ohne Lateinunterricht verstehen, was man so alles verbieten kann, wenn der Tag lang ist und das heilige Buch noch länger? Auf diese Gedanken muss man ja erst einmal kommen! Danke, Latein. Auch dafür danke ich dir. Du warst mein Mädchen vor dem Herrn.

Mai-Anh Boger

Ursprünglich publiziert in: *bildungsLab\** (Hg.), *Bildung. Ein postkoloniales Manifest*, Münster 2021, 22-26. Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung des Unrast-Verlags. Zum Buch:

<https://unrast-verlag.de/produkt/bildung/>; zur Schriftenreihe insgesamt: <https://unrast-verlag.de/produkt-kategorie/gesamtprogramm/reihen/resistance-desire/>

## Wo Milch und Honig fließen: Zur Rolle der Paradiesvorstellungen in der antimuslimischen Polemik des lateinischen Mittelalters<sup>1</sup>

*Der folgende Beitrag knüpft inhaltlich an meinen Aufsatz „Non armis sed verbis: Der lateinische christlich-islamische Dialog im Mittelalter und der Renaissance“ an, der im Jahr 2018 im Forum Classicum erschienen ist.<sup>2</sup> Viele der anschließenden Zuschriften waren mit der Bitte um konkrete Themenvorschläge und Textbeispiele verbunden, der ich im Folgenden nachzukommen hoffe. Die ebenfalls mehrfach gestellte Frage nach Zeugnissen muslimischer Rezeption muss ich an dieser Stelle vorweg verneinen. Hier mag der Begriff des Dialogs aus dem Titel falsche Erwartungen provoziert haben. Tatsächlich ist davon auszugehen, dass die christlich-theologische Auseinandersetzung mit dem Islam im Mittelalter muslimischen Lesern jener Zeit weitestgehend unbekannt geblieben ist. Sie richtete sich zuvorderst affirmativ nach innen.<sup>3</sup>*

### I. Das Paradies in Bibel und Koran

Ludwig Thomas Erzählung „Der Münchner im Himmel“ aus dem Jahr 1911 handelt von dem bajuwarischen Grantler Alois, der unversehens verstirbt und in den Himmel aufgenommen wird.<sup>4</sup> Dort angekommen, drückt ihm Petrus eine Harfe in die Hand und weist ihn in den himmlischen Tagesablauf ein: vormittags „frohlocken“, nachmittags „Hosianna singen“, zwischendurch gibt es Manna. Alois ist schwer enttäuscht: den ganzen Tag nur singen und nirgends ein Weißbier, geschweige denn Schnupf-

tabak. Das kann doch nicht der wahre Himmel sein! „Oh doch“, würde hier der christliche Gelehrte einwenden. Denn das wahre Paradies besteht nach christlicher Auffassung eben nicht in der Befriedigung fleischlicher Gelüste, sondern in der Gemeinschaft mit Gott: „Das aber ist das ewige Leben, dass sie dich, den allein wahren Gott, erkennen und, den du gesandt hast, Jesus Christus“ (Joh.17.3).<sup>5</sup>

Vor dem Hintergrund dieser Satire lässt sich *mutatis mutandis* die Instrumentalisierung der muslimischen Paradiesvorstellung in der antimuslimischen Polemik des lateinischen Mittelalters auf den Punkt bringen, die letzten Endes auf die Gegenüberstellung eines auf die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse ausgelegten Paradieses auf muslimischer Seite mit dem in der Bibel verheißenen geistigen Paradies hinauslief. Die kritische Betrachtung dieser unterschiedlichen Vorstellungen vom Leben nach dem Tod zählte zu den zentralen Argumenten der christlichen Polemik gegen den Islam im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit.<sup>6</sup>

Wie die folgende Textauswahl erhellen wird, diente das Thema in besonderer Weise dazu, auf theologischer wie persönlicher Ebene die Glaubwürdigkeit Mohammeds als Prophet zu diskreditieren, indem es die Stereotype des *Mahumetus voluptuosus* und des *Mahumetus fabulator* auf sich vereinte. Ersteres ergab sich